Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 20. Bromberg, den 7. März 1924.

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955
von **Hans Dominik.**

(Nachdrucksrecht bei Ernst Keils Nachfolger
[August Scherl] G. m. b. H., Leipzig.)

(34. Fortsetzung — Schluß.) —— (Nachdruck verboten.)

Dreifach hatte das Schicksal Glossin betroffen. Ehrlos, machtlos und mittellos mußte er die Staaten verlassen. Zu spät begriff der sonst so Schlaue, daß die Zeit für die Methoden und die Moral der Gewaltherrschaft vorüber war, daß Männer mit anderen Grundsätzen das Regierungssteuer ergriffen hatten.

Aus der Macht war er gestoßen, die zwanzig Jahre sein Element war, ohne die er nicht leben und atmen zu können glaubte. Die Millionen, die er in den Jahren der Macht errafft und an sich gebracht hatte, waren ihm genommen. Gerade so viel blieb ihm nach den Worten und dem Willen William Bakers, daß er bei England nicht zu betteln brauchte, um sein Leben zu fristen.

So kam er nach England zurück. Am Morgen nach jener Sturmnacht, in der die empörten Patrioten ihn aus Washington verjagten. Nur noch ein Gefühl hielt den Willen zum Leben in ihm aufrecht, fesselte ihn an das Leben. Seine Liebe zu Jane Bursfeld.

Jane war im Hause der Maitlands. Sollte er sich jetzt, ein verfemter Flüchtling, dort zeigen? Sollte er vor Lord Horace hintreten, das Mädchen, das er dort als seine Nichte gelassen, zurückverlangen?

Diese Fragen waren heikel. Zu viel war seit dem Tage, an dem er das Versprechen erhielt, geschehen. Die unbekannte Macht war aufgetreten, und ihr Auftreten hätte den Sturz des Diktators wohl auch ohne Glossin bewirkt. Der Umstand mußte auf die Größe der englischen Dankbarkeit verringernd wirken.

Eile tat not. An dem gleichen Morgen, an dem Soma Atma in Maitland-Castle war, kam Glossin dort an. Seine Kenntnis der Örtlichkeit ermöglichte es ihm, den Park ungesehen zu betreten, sich auf dicht verwachsenen Seitenwegen dem Schloß zu nähern. Sein Plan war überaus einfach, daß er zu jeder anderen Stunde sicher gelingen mußte. Sich Jane unbeobachtet nähern. Sie wieder voll unter seinen Einfluß zwingen. Mit ihr zusammen den Park verlassen. Und dann schnell fort. Weit fort aus England in irgendein fremdes Land, in dem man Dr. Glossin nicht kannte, in dem er, Jane an der Seite, auch mit den Trümmern seines einstigen Reichtums immer noch leben konnte.

Dr. Glossin kam dem Schloß immer näher. Der schmale windungsreiche Weg führte zu einem achteckigen Pavillon. Von der anderen Seite dieses Gebäudes lief ein breiterer Weg aus dem Park auf eine wiesenartige Lichtung, und dort unter einer großen Blutbuche sah er Jane allein sitzen.

Dr. Glossin stand und verschlang das anmutige Bild mit den Blicken. Er stand am Ziel seiner Wünsche.

Vorsichtig wollte er näher gehen. Den Plan ausführen, Jane in seine Gewalt bringen.

Der Klang von Stimmen, das Geräusch nahender Schritt zwang ihn, stehenzubleiben, Schritt um Schritt zurückzuweichen, vor den Blicken der Nahenden Deckung hinter den Bäumen am Pavillon zu nehmen.

Er sah Lord Horace den Weg vom Schloß herankommen. An seiner Seite einen Mann mit brauner Hautfarbe. Den Mann, dessen Signalement er seit der Affäre von Sing-Sing kannte, dessen Bild ihm seit dem Untergang von R. F. c. 2 so oft drohend und düster in die Erinnerung gekommen war.

Atma ging allein auf Jane zu.

Glossin drückte gegen die Tür des Pavillons. Sie war nicht verschlossen und gab dem Druck nach. Er schlüpfte hinein und zog die Tür hinter sich wieder zu. Halbdunkel herrschte hier. Die Jalousien an den Fenstern waren hinabgelassen. Nur durch die Spalten zwischen den Stäben drang das Tageslicht in den Raum und erfüllte ihn mit einer ungewissen Dämmerung.

Dr. Glossin trat an ein Fenster und beobachtete durch einen Spalt, was im Park vorging.

Er sah, wie Atma Jane fest in die Arme nahm. Er sah sie auf das Schloß zugehen und erkannte mit dem Blicke des Arztes, daß sie gesegneten Leibes war. Er taumelte vom Fenster zurück und ließ sich in dem dämmerigen Raum auf einer Gartenbank niedersinken. Die letzte Hoffnung, die ihn noch an das Leben band, war entschwunden. Jane war ihm verloren. Sie würde dem anderen, dem Verhaßten, den Erben schenken.

Es war Zeit, ein Ende zu machen.

Jahre hindurch hatte Dr. Glossin mit der Möglichkeit, ja mit der Notwendigkeit eines freiwilligen Todes gerechnet. Die verschiedenen Todesarten wohlüberlegt, die Mittel dafür beschafft.

Gifte, die momentan und schmerzlos wirken. Narkotika, die einen angenehmen Schlummer erzeugen, der unmerklich in den Todesschlaf übergeht. Der plötzliche Sturz, die jähe Verbannung und Flucht hatten ihn aller dieser Mittel beraubt. Nur die kleine Schußwaffe blieb ihm, die er immer mit sich führte, die er einst auf Silvester abdrückte.

Er riß sie heraus und richtete sie mit schnellem Entschluß gegen die eigene Brust.

Der Schuß dröhnte durch den kleinen Raum. Der Körper Glossins sank zusammen, streckte sich, fiel von der Bank auf den Steinboden ...

In dem gleichen Moment, in dem Atma den Raum betrat.

„Die Stunde ist gekommen."

Atma sprach es mit leiser Stimme, während er den Körper des Sterbenden auf der Bank bettete.

Er strich ihm über die Augen und Schläfen, und das Blut aus der Brustwunde floß langsamer, stockte.

Nur noch in langen Pausen fiel es Tropfen für Tropfen auf den Boden. Traumhaft, nebelhaft kam dem Verletzten das Bewußtsein zurück. Vor seinen geschlossenen Augen gaukelten Gestalten wirr durcheinander.

Cyrus Stonard, den er verraten, stand vor ihm und blickte ihn mit Verachtung an. Wandelte sich dann in die Gestalt William Bakers und wandte ihm mit der gleichen Verachtung den Rücken.

Immer dichter, immer zahlreicher wurden die Gestalten, Menschen, die er vor langen Jahren bekämpft, verraten, verdorben hatte. Sie tauchten aus dem dämmernden Nebel, blickten ihn an und verschwanden wieder.

Dr. Glossin versuchte der Traumbilder Herr zu werden. Mit verzweifelter Anstrengung zwang er sich zum Denken.

... Ich habe mich schlecht getroffen ... Stockender Puls ... Delirien der beginnenden Auflösung ...

Seine Gedanken verjagten den Spuk. Alle diese huschenden, blickenden und anklagenden Gestalten verschwanden. Nur ein matter, blasser Nebel blieb ihm vor den Augen.

Die Zeit verrann. Der Sterbende wußte nicht mehr, ob es Sekunden oder Jahrhunderte waren.

Der Nebel begann zu wallen. Eine neue Gestalt bildete sich in ihm.

Glossin sah zwei Augen, die ihn ruhig anblickten, ihm so wohlbekannt erschienen, ihn an lange vergangene Zeiten erinnerten.

Der wallende Nebel verdichtete sich. Formte Gesichtszüge um die einsamen Augen. Eine hohe Stirn, einen blonden Bart.

So hatte Gerhard Bursfeld vor dreißig Jahren ausgesehen. Jetzt trat auch die ganze Gestalt hervor. Im weißschimmernden Tropenanzug, den er damals in Mesopotamien trug.

Glossin suchte sich der Erscheinung zu entziehen. Ich muß die Augen aufmachen, dann wird alles verschwinden.

Mit unendlicher Mühe versuchte er die Lider zu heben, glaubte, daß es ihm gelungen sei. Er empfing einen Eindruck des Raumes, der Pfeiler und Fenster. Aber die Gestalt Gerhard Bursfelds verschwand nicht. Sie wurde nur undeutlicher, halb durchsichtig, so daß die Möbel des Raumes hinter der Figur wie durch einen Schleier zu erkennen waren.

Und dann eine zweite Gestalt neben der ersten. Die Gesichtszüge bis auf den Bart die gleichen. Die Augen dieselben. Fragend und anklagend.

Silvester Bursfeld, so wie ihn Dr. Glossin das letztemal sah, als R. F. c. 2 im Feuer des Strahlers schmolz.

Die Gestalt des Sohnes neben der des Vaters. Deutlicher, weniger durchsichtig. Der Vater an ein altes, schon verblaßtes Bild gemahnend, der Sohn in den frischen Farben des Lebens. Sich umschlingend, standen die beiden Gestalten vor ihm.

Glossin fühlte, wie sein Leben entfloh. Er machte keine Anstrengung, es zu halten. Er sehnte sich fort von allen quälenden Bildern und Erinnerungen in ein Land des Vergessens, des Nichtwissens.

Die beiden Gestalten blieben. Eine dritte trat hinzu. Die braune Figur eines Inders. In dem dunklen Antlitz standen groß und strahlend die Augen, ruhten mit bannender Gewalt auf dem Sterbenden.

Nun war es, als ob Atma, der Inder, alle Gedanken Glossins mitfühlte, als ob beide Gehirne zu einem verschmolzen.

Stärker wurde die Sehnsucht des Sterbenden nach wunschloser Ruhe.

„Du suchst das Nirwana. Du bist ihm fern."

Kein Wort war im Raum gefallen, und doch hatte Dr. Glossin den deutlichen Eindruck der Worte:

„Die Stunde ist gekommen."

Laut sprach Atma die Worte. Das stockende Blut begann wieder zu fließen, und mit dem roten Strom entwich das Leben. Ein Seufzer, ein letztes Zucken. Glossin war in das dunkle Land gegangen, aus dem es keine Wiederkehr gibt.

•

Die Sonne war unter den Horizont gegangen, und die Schatten beginnender Dämmerung breiteten sich über die Straßen und Häuser Düsseldorfs aus. In dem alten, bequemen Lehnstuhl am Fenster saß der alte Termölen, die lange Pfeife zwischen den Lippen, und stieß in langen Pausen kräuselnde Wolken bläulichen Rauches in den Raum. Frau Luise ging ordnend im Zimmer hin und her.

Jane Bursfeld hatte ihren Platz auf der breiten Bank, die den mächtigen Delfter Ofen umzog.

Das ungewisse Zwielicht verbot das Lesen, und Jane ließ ihr Buch sinken. Sie saß und hörte auf die Worte, die der alte Termölen zwischen den Dampfwolken von den Lippen fallen ließ.

„Das Rad dreht sich, Jane. Sprach nicht dein Freund, der Inder, immer davon?"

Jane blickte sinnend auf.

„Er sprach davon Vom Rad des Lebens, auf das wir alle gebunden sind."

„So mein ich es nicht, Jane. Ich meine das Rad der Weltgeschichte, das die Völker herauf- und herunterbringt. ... Heute ist die Berliner Konferenz zu Ende gegangen ... Wie weit muß ich zurückdenken ... bis in meine früheste Kindheit ... Meine Eltern sprachen von Bismarck und vom alten Kaiser ... später hörte ich von der Berliner Konferenz, die unter dem Vorsitze des Fürsten Bismarck getagt hatte ... Anno 1879 ... Die Staatsmänner Europas kamen in Berlin zusammen berieten im Herzen Europas über das Schicksal ihres Erdteiles ... Jetzt war wieder eine Konferenz in Berlin, Sechsundsiebzig Jahre später. Was ist in den sechsundsiebzig Jahren alles passiert."

Andreas Termölen machte sich mit seiner Pfeife zu schaffen. Jane nahm den Faden seiner Rede auf.

„Lord Horace war nicht in froher Laune, als er vor vierzehn Tagen mit mir nach Deutschland fuhr. Er war ernster als ich ihn sonst kannte."

„Das glaube ich dir aufs Wort, Hannchen. Die Engländer haben keinen Grund, fröhlich zu sein. Sie dachten, was Englisch spricht, gehört auch zum englischen Weltreich. Australien, Afrika, Amerika ... alle Weltteile wurden englisch, und sie dachten, das würde in aller Ewigkeit so bleiben. Sie hatten das Schicksal von Spanien und Portugal vergessen. Glaubten, die gemeinsame Sprache und Sitte müßten die Kolonien ewig an London binden.

Jetzt ist das ganz anders gekommen. Die Kolonien verlangen ihre volle Selbständigkeit, und das Mutterland hat sie nicht halten können.

Die Welt gehört den English speakers! Das Wort kam wohl so um 1900 auf und schien mit jedem folgenden Jahrzehnt immer mehr Wahrheit zu werden ..."

Die Gedanken des alten Termölen flogen die Jahrzehnte zurück.

„1904 ... wir waren damals im ersten Jahr verheiratet ... da ging der Kampf in Ostasien los. Zur höheren Ehre Englands schlug der Japaner den Russen.

Und dann kamen die Balkankriege ... und dann kam der große Weltbrand Anno 14 bis 18 ..."

Es war immer dämmriger in dem Raum geworden. Schon warfen die Straßenlaternen ihre Lichtreflexe gegen die Zimmerdecke. Schweigend saßen die beiden Frauen und lauschten den Worten des alten Mannes, der abgerissen die Erinnerungen seiner achtzig Jahre vorüberziehen ließ.

„... und da waren wir ganz unten. Man wußte in Deutschland nichts mehr von Bismarck und seinem Vermächtnis. Die anderen im Osten und Westen machten mit uns, was sie wollten, solange wir es uns gefallen ließen ... gefallen lassen mußten ... Europa war krank, weil sein Herz krank war. Die Welt gehörte den English speakers ...

Und dann kam Rußland wieder hoch ...

Und dann ging es im fernen Osten los. Der Japs überrannte den Amerikaner ...

Und dann kam die amerikanische Revolution ... und dann kam Cyrus Stonard ...

Und dann kam der Englisch-Amerikanische Krieg .... und dann kam die Macht ... Die geheimnisvolle Macht. ... Wie ein Komet glänzte sie plötzlich auf ..."

Verhaltenes Schluchzen unterbrach das Selbstgespräch des alten Termölen. Es war Jane, die, von der Erinnerung an ihr kurzes Glück überwältigt, die Tränen nicht zurückhalten konnte.

„Silvester ... Erik Truwor ... Soma Atma ... Wo sind sie? ... Wo sind sie geblieben? Silvester ist tot, mir auf immer entrissen ... Erik Truwor ging in Sturm und Brand zugrunde ... Die Macht ist verschwunden, wie sie kam ..."

Der alte Termölen antwortete:

„Verschwunden ... vielleicht ... verloren ...? Es waren drei ... drei Träger der Macht. Zwei sind tot. Der dritte, der Inder, lebt noch ..."

„Ja! Einer von den dreien blieb übrig." Jane sagte es. „Soma Atma blieb am Leben, während Silvester sterben mußte ... Soma Atma. Warum ... warum ...?"

„Weil sein Geschick noch nicht erfüllt ist ..."

Eine andere Stimme sprach die Worte, Jane wohlvertraut.

„Atma! ... Soma Atma, bist du hier?"

Jane richtete sich auf, blickte gegen die Tür und meinte im letzten Dämmerschein die dunkle Gestalt Atmas vor sich zu sehen.

„Atma, du?"

„Ich bin hier, Jane. Ich bin bei dir. Mein Schicksal ist noch nicht erfüllt. Ich muß dir zur Seite stehen, bis der Erbe Silvesters sein Schicksal selber formt. Die Macht ist nicht verloren. Nur verwahrt und verborgen, bis der kommt, der mit reinem Herzen und mit reinen Händen nach ihr greift."

Jane hörte die Stimme, fühlte, wie eine dunkle Hand sanft über ihren Scheitel strich, wie irgend etwas leise in ihren Schoß fiel. Sah die Gestalt Atmas nach der Tür zu lautlos verschwinden, wie sie gekommen.

Sie blickte um sich. Da saß der alte Termölen, wie er noch eben gesessen. Auf die dämmrige Straße schauend, auf der sich die ersten Lichter entzündeten. Da schaffte die alte Frau nach wie vor an den Tassen und Gläsern der Servante.

Jane wußte nicht, ob sie wache oder träume. War das alles nur ein Spiel ihrer überreizten Sinne oder Wirklichkeit?

Noch hörte sie die letzten Worte Atmas im Ohr klingen:

„Bis einer kommt, der mit reinem Herzen und mit reinen Händen nach der Macht greift."

Sie dachte ihres Kindes, das hier nach dem Vermächtnis Silvesters in der alten deutschen Heimat aufwachsen sollte.

Sie griff in ihren Schoß, und ihre Finger fühlten kühles Metall.

Sie hob es langsam zu ihren Augen empor und sah den schweren alten Goldreif mit dem wunderlichen Stein, den sie so oft an der Hand Silvesters erblickt hatte. Den Ring, der Silvester an die Macht gebunden, ihn bis zu seinem Tod in den Dienst der Macht gezwungen hatte.

Es war eine Gabe des letzten noch lebenden Trägers der Macht für sie . . . für ihren Knaben.

Die Stimme des alten Termblen drang in ihr Sinnen: „. . . Die Macht . . . die unendliche Macht. Woher kam sie? . . . Wohin ging sie? . . . Warum?“ . . .

—: Ende. :—

Der Schulze als Salomo.

Humoreske von Ilse Franke-Freiburg.

Wenn Schorse Bietendüwel, der Schulze von Sebexen, für seine Gemeinde Geld brauchte, zum Beispiel, wenn das Dach vom Armenhause lökerig wurde oder der Glockenstuhl auf dem Kirchhofe bald abfaulte, wie dieses Jahr, so veranstaltete er „Zehangsten“. Im Tanzsaale vom „Wegekruge“ bei Krischan Pingel wurden Stuhlreihen aufgestellt, und die Gäste aus Sebexen und Umgebung, die immer zahlreich erschienen, bekamen für „fufzich Fennje Angtreh“ einen „Bunten Abend“, der viele Überraschungen bot und für lange Zeit ergiebigen Gesprächsstoff lieferte.

Schorse Bietendüwel war ein großer Mann in Sebexen; er hatte „den Schenie“. Er konnte nicht nur wunderschön Waldhorn blasen, Bauchreden, Schnäcke und Schnurren zum Besten geben, er konnte auch „hexen“, das heißt einen Zweimärker verschwinden lassen und wieder herbeizaubern, und noch mehr: er fällte wahrhaft salomonische Urteile und wußte überall zu schlichten, wenn man seinen Rat suchte.

Um „Micheli“ gab es wieder eine „Zehangst“ im Wegekruge, denn im Armenhause hatte es schon durchgeregnet, und das Geld fürs Dach mußte beschafft werden. Der Festsaal war „knüppeldickevoll“, wie allgemein mit Befriedigung festgestellt wurde. In dem Tabaksqualm, der wie eine dicke, graublaue Wolke über den erwartungsvollen Zuhörern lagerte, konnte man kaum noch atmen und bekam das Beißen in die Augen. Ein Teil des Programms war erledigt. Schorse Bietendüwel hatte eine ganze Menagerie von Tierstimmen nachgemacht, so natürlich, daß alle begeistert waren.

Da entstand plötzlich eine große Unruhe im Lokal. Erbpächter Pinkepank hatte am Nachmittag ein Rappfohlen verkauft und den Erlös bei sich getragen. Er hatte den Lederbeutel mit harten Silberstücken und Scheinen neben sich auf den Biertisch gestellt, und als in diesem Augenblick das Gas ausging, was bei den „Zehangsten“ öfters vorkam und vom Publikum immer als scherzhafte Unterbrechung sympathisch begrüßt wurde, war das Geld auf einmal fortgewesen — gestohlen!

Schorse Bietendüwel beruhigte sein Publikum. Er würde das Geld schon wieder herbei„hexen“. Die Saaltür aber mußte geschlossen werden. Niemand durfte hinaus. Da rief er Krischan Pingel, den Wirt, herbei und verhandelte leise mit ihm. Krischan Pingel nickte verständnisinnig und verschwand durch die kleine Nottür, die er ebenfalls hinter sich verschloß. Bald darauf kehrte er mit einem Korbe wieder und setzte ihn vor Schorse Bietendüwel auf den Zaubertisch.

„Hochachtbare Versammlung,“ begann der Meister mit einer seiner großen Handbewegungen. „Seid mant ganz ruhig. Wir kriegen es schont raus. Da is mich nich bange um. Es muß aber stockduster gemacht werden, un kein ein darf aus 'n Saale raus. In diesen Korbe is nämlich eine Henne in enthalten. Die reiche ich 'erum. Jeder Anwesende muß ihr hübsch ein büschen streicheln un Eiamachen. Was der Dieb is, der kriegt da ganz schwarze Hände von. Den anderen ihre Hände bleiben weiß. So kriegen wir den Dieb ganz gewißlich raus. Ni — ich? So, Herrschaftens, nu geht all das Licht aus. Aufpassen!“

Während der Finsternis, die jetzt im Saale herrschte, und während der Vogel der Gerechtigkeit in seinem Korb von Hand zu Hand wanderte, war atemlose Spannung über allen. Als die Henne, der vielen Zärtlichkeiten ungewohnt, zum ersten Male unwillig gackerte, glaubte man schon, das Gottesurteil sei vollzogen. Aber es mußte ein Irrtum gewesen sein, denn sie gackerte fort.

Endlich war alles erledigt. Auch der letzte Zuhörer hatte die Henne im Dunkeln streicheln müssen. Nun konnte das Licht wieder aufgedreht werden.

Was gab es da zu sehen? Lauter lange Gesichter und lauter schwarze Hände, bis auf eine Hand, die weiß geblieben war. Und die gehörte August Burmester, dem rothaarigen Halunken.

„Herrschaftens,“ sagte Schorse Bietendüwel und rieb sich schmunzelnd die Hände. „Was nämlich die Henne is, die war mit Ruß angeschmiert. Ni—ich? Wer ein reines Gewissen hatte, der konnte sie gern anpacken. Er, August Burmester aber, der wird woll schont wissen, worum daß er die Henne lieber nicht angefaßt hat. So, da is auch der Beutel. Das hätten wir all fein gedeichselt. Er, August Burmester, kann ja nu im Spritzenhause ein büschen über nachdenken, wie in Sebexen Recht gesprochen wird. Ni—ich?“

Die Sebexer gratulierten sich zu ihrem weisen Oberhaupt, und dazu hatten sie wohl auch allen Grund.

Heiratsgesuch eines Siebzigjährigen.

Nach dem Tode seiner ersten Frau fühlte sich der alte Freiherr v. Hallberg-Broich, ein Sonderling, der sich gern den Eremiten von Gauting nannte, einsam und verlassen, und er ließ im „Münchener Eilboten“ von 1840 folgendes originelle Heiratsgesuch abdrucken:

„Ich bin nach dem Kalender zwar über 70 Jahre alt, nach meinem Wohlbefinden aber erst 25. Diejenige, welche ich heiraten will, muß 15 bis 20 Jahre alt sein, schöne Haare, schöne Zähne und schöne kleine Füße haben, sie muß von ehrlichen, braven Eltern abstammen, und ihr Ruf ohne allen Makel sein. Sie muß sich sehr schön in Seide oder Samt kleiden, aber durchaus in keine anderen Stoffe, auch darf sie keine Ohrgehänge, Ringe oder dergleichen Unsinn tragen, auch keine Pantoffeln, Hauben, Bänder, falsche Haare und dergleichen und nie ihre Kleider nach der bestehenden Mode machen lassen, da es nichts Dümmeres geben kann, als dem Gänsemarsch anderer Weiber zu folgen. Sie soll die Kleider nach ihrem eigenen Geschmacke machen lassen und tragen, unbekümmert, was Modenärrinnen darüber sagen. Sie muß reiten und fahren können oder es erlernen. Sie darf nie stricken, weil dieses Fingerspiel eine Maske der Dummheit ist. Sie darf nur Musik machen, wenn sie es zur Virtuosität gebracht hat, da es unangenehm ist, das einfältige Geklimper anzuhören, womit die Alltäglichkeit in so vielen Häusern Besucher langweilt. Sie ist im Hause und über alle Dienstboten unumschränkte Herrin, sowie ich selbst Vergnügen daran finden werde, mich nach ihrer vernünftigen Laune zu richten. Sie muß mich überall auf meinen Reisen und wo ich bin begleiten, weil es nach meinem Gefühl eine Schande für die Männer ist, den ganzen Tag und den ganzen Abend in Wirtshäusern zu sitzen, indes die Frau allein zu Hause der Langeweile überlassen bleibt; was oben mit dem Worte „muß“ gesagt worden, ist nicht Untertänigkeit, sondern Kontrakt, Übereinkunft und ganz allein zu ihrem höchsten Vorteil. Sie erhält am Tage der Hochzeit in guten Staatsobligationen . . . Gulden, wovon sie aber die Zinsen jährlich nach ihrem Willen aufzehren muß, weil nichts abscheulicher ist, als das schändliche Laster des Geizes. Sie darf nie tanzen, weil ich meine Frau nie wie eine Närrin will umherhüpfen sehen. Wenn sie Vermögen besitzt, so will ich es nicht angeheiratet haben, sie kann damit machen was sie will, sowie mit den Zinsen ihrer Morgengabe, es dürfen die Zinsen nur nicht nach den Grundsätzen der Geizigen kapitalisiert werden, weil es nichts Dümmeres in der Welt geben kann, als für andere zu sparen. Die Freuden des Lebens in froher Weisheit zu genießen, ist mir Grundsatz und Lebensweisheit.“

Freiherr v. Hallberg-Broich erlangte durch dieses Heiratsgesuch wirklich eine Frau, die den darin gestellten Bedingungen Folge zu leisten versprach, aber die Ehe ward bereits nach einem halben Jahr wieder geschieden.

Das Samenkorn.

Die sieben Weltwunder waren keineswegs die wundervollsten Dinge in der Welt. Die Wunder des Lebens sind am dichtesten unter den uns vertrautesten und alltäglichen Dingen zu finden. Vielleicht ist das erstaunlichste, verblüffendste, geheimnisvollste Ding im ganzen Weltall ein Samenkorn.

Sieh den Apfelbaum! Die ganze Form des Stammes, das Gesetz seiner Äste und Zweige, seine Blätter und ihre Adern, seine zarten Blüten und seine Frucht — sie alle waren in einem kleinen, braunen, harten Samenkorn beschlossen. Öffne das Korn und du siehst nichts als eine weißliche Fülle. Und doch hat diese Substanz Kräfte, die so seltsam sind wie die des Geistes. Ja, in ihr ruht ein Plan, der Holz, Blüten und Apfel in sich begreift.

Von meinem Fenster aus höre ich am Morgen den eigentümlichen, heisern Ruf der Hähne. Sie krähen bekanntlich alle die gleiche Melodie. Einmal war diese Melodie im Ei oder doch irgendwie ihm verbunden. Also: Dotter und Weiß des Eies vermögen das zu erzeugen, was einen bestimmten Schrei ausstoßen kann. Und zweifellos krähen die Hähne heute, wie sie im Garten des Paradieses gekräht haben.

Nimm zwei Keime. Der Mikroskopist kann kaum einen Unterschied zwischen beiden wahrnehmen. Und dennoch entwickelt sich aus dem einen der Löwe mit dem ganzen vielfachen Organismus von Haaren, Nägeln, Blutgefäßen, Eingeweiden, Nervenfäden, geistigen Anlagen und besonderen Kennzeichen, und aus dem andern der Mensch mit seinem Körper, der ebenso umfassend ist wie der des Löwen, und mit seinem Gehirn, das Gedanken empfangen und denken, das Phantasien erzeugen kann.

Es erscheint unheimlich, wenn wir eine Sprechmaschine betrachten und beobachten, wie der Ton einer Stimme, eines Klaviers, einer Violine oder die volle Orchestermusik durch eine Nadelspitze hervorgebracht werden. Es erscheint unmöglich, ein Wunder. Und dennoch ist dies nicht so erstaunlich wie die Tatsache, daß ein lebendes Wesen, eine Ente, ein Hund, ein Eichbaum, ein Rosenstrauch, den ganzen wunderreichen Organismus in einem Ei oder einem Samenkorn vereinigt, aus dem dann ein ganz ähnlicher Organismus hervorgeht. Nicht eine von den Ansichten der Erde ist dem Samenkorn vergleichbar. Die Niagarafälle, die Peterskirche in Rom, die Pyramiden in Ägypten, die Gipfel des Himalajas — nichts davon überwältigt den gedankenvollen Geist so sehr wie ein kleines Weizenkorn.

Das Wunder aller Wunder ist das Leben. Und das Samenkorn ist die wundersamste Offenbarung des Lebens. Die Wunder der Elektrizität, der Radioaktivität, des Hypnotismus, des Hellsehens und der Träume, die Wunder des gestirnten Himmels mit seinen ungeheuren Maßen und Entfernungen, die chemische Verwandtschaft und die sonderbaren Gelüste der Moleküle, die Wunder der Kunst und der Erfindung — ich kann sie mit dem Wunder des Samenkorns nicht vergleichen, das in einer einzigen, kleinen, nicht sehr hoch organisierten Substanz alle physische, moralische und intellektuelle Vergangenheit und Zukunft von Tausenden von Geschöpfen beschließt.

Wenn ich ein Heide werden und in der Natur einen Gegenstand suchen sollte, um ihn als Gott zu verehren, etwas, das das unendliche Mysterium des Lebens verkörpert — ich würde ein Samenkorn anbeten.

Frank Crane (Übertragen von Max Hayek).

Im Stehen schlafen.

Es soll zwar auch Menschen geben, die im Stehen schlafen. Aber das ist jedenfalls etwas sehr Ungewöhnliches. Dagegen gibt es Tiere, die diese Eigenschaft besitzen. So schlafen z. B. viele Pferde im Stehen; sie heben dabei ein Bein in die Höhe, das also in Ruhelage ist, während die Körperlast auf die drei anderen Beine verteilt wird. Eine gute Eigenschaft des Pferdes ist es aber nicht, wenn es im Stehen schläft. Erfahrene Stallknechte werden jedem abraten, ein Pferd zu kaufen, das sich zum Schlafen nicht niederlegt. Denn mag es noch so vortrefflich sein, es wird nicht so lange aushalten, wie ein Tier, das im Liegen der Ruhe pflegt. Man kann übrigens den Pferden das im Stehen schlafen am leichtesten abgewöhnen, wenn man sie auf die Weide führt, denn diese Angewohnheit scheint hauptsächlich im Stall zu gedeihen. Überhaupt gibt es manche Tiere, die in der Freiheit liegend schlafen und erst in der Gefangenschaft das Schlafen im Stehen bevorzugen. Das hat man z. B. beim Elefanten beobachtet. Es scheint, daß diese Dickhäuter zu dem Boden des Stalles oder zu der festgestampften Erde ihres Aufenthaltsplatzes kein rechtes Zutrauen haben. Der Elefant braucht überhaupt wenig Schlaf, und vier bis höchstens fünf Stunden innerhalb 24 Stunden genügen für ihn. Störche und andere langbeinige Vögel schlafen auf einem Bein stehend, und die meisten Vögel legen ihre Köpfe zwischen den Körper und einen Flügel, wenn sie schlafen. Besondere Schlafkünstler sind die Enten, die sich auf dem Wasser schwimmend der Ruhe hingeben, ohne daß sie dabei irgendwie abgetrieben werden. Daß der Hase mit offenen Augen schläft, ist eine Fabel, dagegen tun dies die Fische, und es hat sich daran die Erörterung geknüpft, ob denn die Fische überhaupt schlafen. Es gibt Zoologen, die behaupten, daß manche Fische, wie der Lachs oder der Hecht, überhaupt keinen Schlaf kennen. Andererseits hat man häufig Fische in einer Ruhelage beobachtet, die die Vermutung nahe legt, daß sie schlafen. Manche Insekten schlafen sicherlich nicht, und ebenso schlafen die Schlangen in den tropischen Ländern nicht im buchstäblichen Sinne des Wortes, obwohl sie sich nach einer reichlichen Mahlzeit lange Zeit in einem dumpfen, unbeweglichen Zustande befinden.

Bunte Chronik

* **Wunderbare Rettung eines Schnellzuges.** Aus Bukarest wird gemeldet: Die Blätter berichten von der wunderbaren Rettung des Arad—Bukarester Schnellzugs, der vor einigen Tagen knapp einer furchtbaren Katastrophe entronnen ist. Der Schnellzug, der mehrere hundert Passagiere führte, hatte eine schadhafte Vakuumbremse, worauf der Lokomotivführer in der Station Predeal die Aufmerksamkeit des Stationsbeamten lenkte. Obwohl die Strecke hinter Predeal abschüssig st, befahl der Stationschef von Predeal die Weiterfahrt. Knapp hinter der Station versagte die Vakuumbremse vollständig, so daß der Schnellzug unaufhaltsam mit immer größerer Geschwindigkeit talwärts sauste. Der Lokomotivführer versuchte die Handbremse anzuziehen, aber vergeblich. So fuhr der Zug n einem Stundentempo von 130 Kilometer auf eine Station zu, wo der Gegenzug auf der Fahrt nach Arad wartete. Infolge der ungeheueren Geschwindigkeit überfuhr der Bukarester Schnellzug den Wechsel und raste weiter einem Abgrund entgegen. Die Passagiere wurden von Panik ergriffen und machten sich bereits auf eine entsetzliche Entgleisung oder einen Absturz des Zuges gefaßt. Ein glücklicher Zufall rettete schließlich den Zug. An einer Stelle war nämlich die Strecke von mannshohen gefrorenen Schneemassen bedeckt. Die Lokomotive bohrte sich in die gewaltigen Schneeberge und blieb buchstäblich am Rande des Abgrundes im Schnee stecken. Die Passagiere und das Personal blieben unverletzt. Die Behörden haben eine strenge Untersuchung des Vorfalles angeordnet.

*

* **Die amerikanischen Mädchen den Amerikanern!** Das amerikanische Repräsentantenhaus setzte die Beratungen über die Steuervorlage des Schatzsekretärs fort. Das Mitglied Green forderte eine Besteuerung aller Geschenke, auch der Weihnachtsgeschenke. Es sei unzulässig, daß reiche Leute für 10 000 Dollar Juwelen kaufen, nur um ihr Barvermögen geringer besteuern zu müssen. Das Mitglied des Repräsentantenhauses Blanton forderte eine Steuer von 50 Prozent auf Mitgiften, wenn sich amerikanische Mädchen mit Ausländern verheiraten. Amerikanische Mädchen seien wiederholt nach Europa gelockt worden und dort von ihren Ehemännern mißhandelt und ihres Vermögens beraubt worden. Wenn man künftighin die Mitgiften mit 50 Prozent besteuert, würde die Zahl der europäisch-amerikanischen Heiraten vermindert werden. Auf einen Zwischenruf, ob Blanton glaube, durch seinen Antrag das Heiraten einzuschränken, erwiderte er, daß es sich bei seinem Antrag nur um eine Schutzmaßnahme handele. Amerika habe die schönsten Mädchen der Welt und diese müssen geschützt werden (!!). Die Erklärung wurde mit Hochrufen aufgenommen. Der Antrag selbst aber mit 107 gegen 22 Stimmen abgelehnt.

*

* **Immer derselbe.** Der Mathematikprofessor und seine Braut machen bei herrlichem Frühlingswetter einen Spaziergang, und die Braut pflückt eine Marguerite und beginnt die Blätter auszuzupfen, indem sie das Liebesorakel befragt: Er liebt mich, liebt mich nicht . . ." Der Professor unterbricht sie mißbilligend in ihrem Tun und sagt: „Du machst dir da ganz unnötige Mühe. Zähle die Blumenblätter, und bei einer geraden Zahl ist die Antwort negativ, bei einer ungeraden positiv."

*

* **Ein leichter Beruf.** Ein altes Mütterchen in einem englischen Dorf, das in einer elenden Hütte wohnte, ließ sich eines Tages ein stattliches kleines Häuschen aufführen, und den Nachbarn, die sich nach ihrer plötzlichen Wohlhabenheit erkundigten, erzählte sie, das Geld stamme von ihrem Sohn in London, der jetzt einen so guten einträglichen und leichten Beruf habe. „Was macht er denn, euer Sohn?" fragten die Nachbarn. „O," sagte das Mütterchen strahlend, „er macht viel Geld. Und zwar tut er nicht mehr, als daß er jeden Tag zweimal in den Zirkus geht und seinen Kopf in den Rachen eines Löwen legt. Die ganze übrige Zeit hat er frei und braucht gar nichts zu tun."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.